

ANNETTE BLOCHER

geb. 1949 in Villingen-Schwenningen, lebt heute in Berlin

Das Gespräch führte Ragnhild von Studnitz

Schon als Kind stand für sie fest: sie wollte nichts anderes als Künstlerin werden - und das, obwohl jeder ihr sagte, das sei von keinerlei Nutzen.

Annette Blocher ging ihren Weg, studierte Malerei an der Akademie der Bildenden Künste in München bei Prof. Rudi Troeger, absolvierte beide Staatsexamina für Lehramt Kunst (Gymnasium) und übte diesen Beruf auch neun Jahre lang in Nürnberg aus.

Aber sie „malte“ nur insgesamt vier Bilder im klassischen Sinne.

Nicht weil sie jemals von ihrem Weg abwich, nein, es war nicht ihre Ausdrucksform.

Zunächst experimentierte sie mit Materialcollagen, dann folgten Schüttbilder. Sie ging zum Schlachthof, um sich ein Fläschchen Blut zu holen, sah auch, wie die Rinder geschlachtet wurden, sammelte, nahm mit. Sammeln - Ausbessern, das machen Frauen anders als Männer - meistens; die „Großkünstler“ sind viel verschwenderischer - es kommt nicht so drauf an, wie riesig die Abfälle sind. Frauen heben auf, verwenden wieder, möchten, daß alles in denselben Kreislauf zurückkommt. Dieses mühselige und langsame Arbeiten ist ihr bis heute geblieben.

Sie schüttete die organischen Flüssigkeiten, Asche und Schlamm über die Collagen, be-

obachtete, was mit der Materie passierte, ließ Regen draufprasseln. Einen Teil hat sie gemacht - ein Teil ist geworden. Zwei Zugriffe: Das, was man will und das, was kommt. Sie sagte: *“Wenn ich nur will, wird es nicht so gut, und wenn ich es nur kommen lasse ohne irgendeinen Eingriff, ist es zu wenig. Dazwischen die Balance zu finden ist für mich ganz wichtig. Das macht das Ich aus. Ich bin kein Konzeptmensch, lehne es ab, ein Konzept zu machen und dann durchzuführen. Und wenn ich es dann doch versucht habe, wird es ganz anders.“*

Es muß auch Spaß machen - sonst könnte sie ja gleich eine andere Arbeit machen!

Ihr Weg führte sie 1983/84 nach Indien, und zwei Jahre nach ihrer Rückkehr machte sie den schwierigen aber konsequenten Schritt, freischaffend als bildende Künstlerin zu arbeiten.

Es folgte schon 1988 ein Künstleraustauschstipendium nach Krakau - sie machte vor Ort aus der Not - Mangel an Papier und Leinwand - eine Tugend: Zementsäcke wurden hier zu ihrem Arbeitsmaterial.

1990 hatte sie einen Arbeitsaufenthalt in San Francisco, kehrte zurück nach Nürnberg, übersiedelte 1992 nach Berlin.

1994 wieder ein Austausch: Für zwei Monate hatte sie ein Atelier in New York, in Manhattan.

Man lernt auf diesen Wanderungen durch die Welt, mit kleinem Gepäck zu reisen, nicht so sperrige Arbeiten zu machen. Es faszinierten sie die schlichten braunen und weißen Papiertüten, in die man beim Einkaufen in Amerika schnell verschämt die Flasche Wein verschwinden läßt. Wieder ein 'Ausnahmematerial' in einer Ausnahme-situation. In einem kleinen Laden konnte sie täglich mehrere davon ergattern - bis es 108 waren.

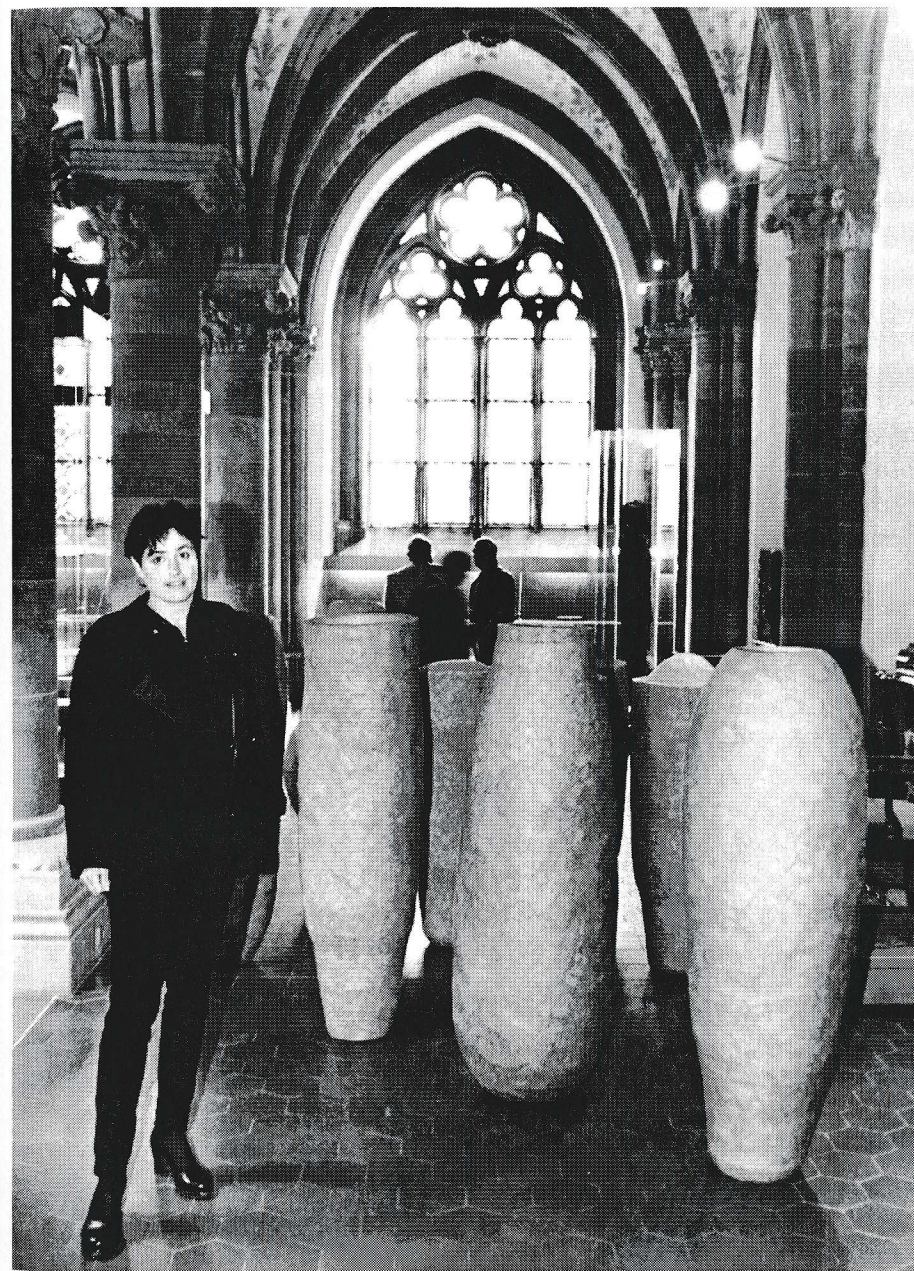
Auf die Vorderseiten der unscheinbaren Wegwerfartikel zeichnete sie in knapper Darstellung klassische Gefäßformen. Annette Blocher hat solche Gefäße in freien Studien unter anderem im Berliner Kunstgewerbemuseum und im New Yorker Metropolitan Museum - in mehreren Skizzenbüchern festgehalten. Diese Kladden und einige Tüten aus der Serie wurden 1997 im Rittersaal des Germanischen Nationalmuseums gezeigt. Nach einer Idee der Künstlerin waren die Tüten 'implantiert' zwischen den Sammlungsstücken. 'Paper-Bags' hieß die Ausstellung: zeitgenössische Kunst im Kontext der historischen Sammlung des Gewerbemuseums.

Die zweite Werkgruppe in der Ausstellung im Rittersaal bestand aus Arbeiten, mit denen sie sich heute weiterhin auseinandersetzt; eine Anzahl hohler Körper aus leimgestärkter Wellpappe, die in langwierigem Verklebungsprozeß geformt, teils handlich klein, teils mannshoch im Raum stehen. Der Scheringkonzern ermöglichte 1998 in Berlin eine beachtliche Ausstellung ihrer Gefäße. Am 12. Juni 1999 wird die nächste große Einzelausstellung eröffnet, in einem Lokschuppen in Frankenberg, in der Nähe von Kassel.

Ich besuchte Annette Blocher in „ihrem“ Atelier in Fürth.

Wieder hat sie für kurze Zeit ihr Atelier getauscht, geht vorübergehend einem „Broterwerb“ nach, unterrichtet Kunst. Aber gleichzeitig entstehen hier in dem riesigen, lichten Raum neue Gefäße. Zwei, wie die Skelette eines Brustkorbes, hängen im Licht, fertige kleinere daneben an der Wand, am Boden liegen Gruppen von Gefäßen und Bögen, Körper in allen Stadien des Entstehens. Die fertige Oberfläche erinnert an keramische Formen, der Weg dahin ist lang und mühselig: Aufbauen, verkleben, umformen, öffnen und schließen, zerschneiden und wiederverwenden.

Die neue Herausforderung, der sie sich stellt, ist das ihr so gänzlich fremde Filmen: Video. Sie erfaßt und dokumentiert den Entstehungsprozeß ihrer Gefäße mit der Kamera, setzt die Filme als Unterrichtsmaterial ein. Obwohl sie sie mehr als 'Amateurfilme' empfindet, macht es ihr großen Spaß, sich mit dem Medium auseinanderzusetzen; z.B.: Wenn man solche Zwischenräume entdeckt, die Kamera langsam von da nach da schwenkt, sieht, wo ist es hohl, wo ist es dunkel, wo ist es hell - das sind ja auch plastische Qualitäten. Das Arbeiten an den Körpern ist langsam - das Filmen um sie herum ist schnell, ein reizvoller Gegensatz. Die Skelette der unfertigen Körper wirken im Film ganz anders, das hat eine andere Qualität. Während die Gefäße - wenn sie fertig sind - perfekt sein müssen, zeigt der Film das Prozeßhafte.



Annette Blocher und ihre Gefäße, Rittersaal des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, 1997

Ich fragte Annette Blocher wie ihr Alltag, der einer Künstlerin, aussieht.

Sie antwortete: „Mein Alltag ist nicht so fest in Zeitpläne eingebunden wie der einer ‘Lohnabhängigen’ und auch nicht so klar strukturiert wie der vieler ‘Selbständiger’. Einerseits fallen Ausstellungsprojekte an, und andererseits gibt es auch unvorhersehbare Leerstellen im Ausstellungskreislauf. Manchmal ist es schwer, den vielen drängenden Alltagskram ohne Korsett auf die Reihe zu bringen. Ich kann nicht leicht umschalten, und die Arbeit im Atelier läuft eigentlich jedem Zeitplan entgegen; es existiert während dieser Arbeit kein Zeitbegriff von außen. Wenn ich ein Objekt forme, dann setzt das mir die Zeit - nicht ich.“

Nach Erledigung von Unvermeidlichem: Büroarbeit, Präsentationsmappen vorbereiten, Ablehnungsbescheide beantworten, fahre ich meist nachmittags zum Atelier, da liegt dann auch nichts anderes mehr dazwischen (deswegen ist für mich Trennung Atelier - Wohnen auch wichtig); ich kann mich dann immer noch entschließen, einen Abendtermin ‘zu schieben’, wenn ich gerade gut im Arbeiten drin bin, denn dann mag ich nicht aufhören. Manchmal muß man es wegen eines wichtigen Termins, aber ich versuche es so einzurichten, daß ich Luft ‘nach hinten’ habe.“

Gibt es so etwas wie eine Lebens- und Arbeitsform als Künstlerin? Kannst du von deiner Kunst leben?

„Meine künstlerische Tätigkeit schließt automatisch die meisten anderen Lebensformen aus. Ich treffe so gut wie alle Entschei-

dungen allein, meine Objekte beschäftigen mich immer, ich sehe Formen und nehme dadurch die Menschen weniger wahr; ich werde zunehmend ungeselliger und weniger gruppentauglich, dafür kann ich mich mehr auf Einzelne/Einzernes einlassen. Wenn ich Termine immer wieder absage oder verschiebe, verprelle ich natürlich die Leute; ich sage, ich kann jetzt gerade nicht - eigentlich sollte ich sagen, ich will jetzt gerade nicht.“

Ich wähle diese ‘männliche’ Lebensform und habe keinen Gatten im Hintergrund, der mir alles schön auf- oder zubereitet oder mich absichert. Im umgekehrten Fall wird es viel mehr akzeptiert. Wenn Frauen sich irgendwie kontinuierlich um ihren künstlerischen Weg kümmern, dann geht es oft nur unter Aufgabe ganz vieler Dinge, die sie sonst vielleicht gemacht hätten. Kein Freund macht so etwas auf lange Sicht mit. Natürlich gibt es Ausnahmen, aber in Gesprächen mit anderen Künstlerinnen höre ich immer wieder: ich habe bewußt keine Kinder, es war immer die Wahl zwischen dem und dem - und bei mir war es auch so. Mir war es immer schon ziemlich klar, und ich habe mich für das entschieden.

Obwohl ich oft nicht weiß, wo das Geld weiterhin herkommt. Ich existiere von dem, was man so Lebensstandardsminimum nennt. Das hat natürlich Folgen im Umgang mit der ‘normalen’ Welt. Ohne regelmäßiges Einkommen ist man oft Existenzängsten ausgeliefert. Ich muß mich selbst aber immer wieder dem entgegenstellen und ich erfahre gerade dadurch, was „Leben“ ausmacht - ich muß oft umdenken, umlernen, auch Situationen aushalten lernen und ich erfahre da-

bei, daß vieles relativ ist und ‘die Welt nicht so schnell untergeht’.

Davon leben? Rein rechnerisch in zwei von zwölf Jahren, aber immerhin in zwei!

Ich weiß auch um meine Kraft, die da ist, wenn es nötig ist.

Es ist sehr wichtig für mich, immer zur eigenen künstlerischen Arbeit zu stehen (natürlich gibt es Phasen, in denen etwas ‘nicht gut’ ist, aber das meine ich hier nicht) und die Arbeit auch dann weiterzuverfolgen, wenn sie nicht Anklang findet. Daß ich in der Arbeit drin lebe, ist mir wichtig, daß das nicht nur ein Job ist, der erledigt wird und danach ist Feierabend.

Wenn jemand z.B. meine Objekte langweilig oder häßlich findet, dann ändere ich diese nicht ‘bis sie ihm passen’, sondern ich freue mich darüber, daß er sie vielleicht nach längerer Zeit und einiger Auseinandersetzung damit zumindest wiedererkennt und vielleicht so etwas wie ihre Ausstrahlung erfahren hat. Was wir tun, hat keine Funktion, keinen Zweck. Aber wir schaffen ‘Kraftobjekte’, oder wir suchen solche aus.“

Zu meinen Arbeiten:

Die Suche nach formalen Kompositionen war mir nie wichtig

Gefäße, Wandanlagen, Lapidarien...

Was trägt noch, was trägt wieder in Zeiten der Veränderung? Die alten Wertigkeiten, ihre Enge, ihre Zuordnung. Die Auflösung des „Schweren“ - unter Vortäuschung seiner Formenwelt.

Dennoch betrachte ich meine Arbeiten als „Gegenüber“. Sie sind nicht bloße Gegenstände im Sinn von Waren und Sachen, sondern „Widerstände“. Mit Widerstand meine ich dabei etwas, das aktiv genug ist, um eine eigene Ausstrahlung zu besitzen.